



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eudämonismus wider Pessimismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Darauf dürften Regierung und Dynastie so wenig einzugehen geneigt sein wie die deutsche Bevölkerung von Böhmen und den übrigen ehemaligen Reichs- und Bundesländern. Man braucht kein slavisches Staatsgebilde entstehen zu lassen, wenn man auch teilweise für eine Umgestaltung der österreichischen Verfassung im föderativen Sinne aus rein deutschnationalen Gründen Sympathien hat. Bei vollster Wahrung ihrer eignen nationalen Ansprüche können die Deutschen in Österreich ihren slavischen Staatsgenossen manchen Lieblingswunsch erfüllen und sie dadurch nur um so fester an Österreich und durch dieses — was die Hauptsache ist — an das deutsche Reich ketten. Durch die Krönung des Kaisers als König von Böhmen werden die Tendenzen der Panlawisten nicht gefördert werden, wohl aber ist alle Aussicht vorhanden, daß sie die Gelegenheit zur Annäherung jener Elemente bietet, die die durch das deutsch-österreichische Bündnis geschaffenen Verhältnisse einer gesunden und für beide Teile nützlichen Ausgestaltung fähig halten und Österreich geeignet machen wollen, seinen Verpflichtungen als treuer Bundesgenosse unter Zustimmung aller seiner Völker vollständig zu entsprechen. So lange die Deutschen in Österreich ihre nationalen Forderungen mit liberalen Bestrebungen verknüpfen, wird diese Annäherung nicht stattfinden, nur von einer aufrichtig konservativ-deutsch-nationalen Partei ist die Lösung jener innern Spannung im Reiche der Habsburger zu erwarten, die auf ihre auswärtige Politik, welche doch den Wünschen der Deutschen im vollsten Maße entsprechen muß, gewiß nicht fördernd zu wirken vermag.



Eudämonismus wider Pessimismus



er eines unsrer schönen deutschen Waldgebirge bereist, fühlt sich wohl, zumal wenn er nicht zum erstenmale dort verweilt, gelegentlich veranlaßt, einem lockenden Waldpfade zu folgen und von der Heerstraße oder den gewöhnlichen Wegen der Ausflügler weit abzubiegen. Dann bleibt es meist nicht aus, daß er sich größern Anstrengungen unterziehen, sich vielleicht mühevoll durch Dickicht hindurchschlagen muß. Läßt er sich aber dadurch nicht schrecken, so glückt es ihm wohl, nicht nur reinste, schärfste Bergluft fern von allem Staube zu atmen und sich an der frischesten unverfälschten Natur zu erquicken, sondern auch hier und da einen überraschenden weiten und schönen Ausblick zu gewinnen.

So wird es manchem gehn, der die Mühe nicht scheut, ein im vorigen Jahr erschienenenes philosophisches Werk durchzuarbeiten, das von dem Verfasser, Dr. R. Döring, „Philosophische Güterlehre, Untersuchungen über die Möglichkeit der Glückseligkeit und die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns“ genannt worden ist (Berlin, R. Gaertner, 1888).

Philosophische Werke erfreuen sich in unserm realistischen Zeitalter nicht oft einer Beachtung in weitem Kreise. Immerhin hat der Erfolg Schopenhauers und Hartmanns und selbst anderer Philosophen wie Fischer, Wundt, Paulsen gezeigt, wie tief im deutschen Volke das Bedürfnis begründet ist, die Welt denkend zu erfassen. Und nun tritt ein Schriftsteller auf, der sich dazuthun bemüht, daß mit der Negation aller Güter und der Glückseligkeit durch den modernen Pessimismus das Grundproblem für eine ganz neue Phase der Philosophie gesteckt sei und es von der Lösung dieses Problems abhängen werde, ob unsre Gesittung als eine lebensvolle und zukunftreiche wird angesehen werden können, der ein wahres höchstes Gut nachweisen und damit die wahre Ethik als Theorie der auf die wahre Glückseligkeit gerichteten Lebensführung geben zu können glaubt.

Leicht hat er es seinen Lesern nicht gemacht; nicht etwa weil Form und Ausdruck des Werkes schwerfällig wären: im Gegenteil, er hat mit bestem Erfolg nach Lesbarkeit gestrebt und fremde Terminologien bis auf eine, auch mehrfach in glücklicher Weise überflüssige Fremdwörter vermieden. Aber er biegt weit von der Heerstraße und den betretenen Wegen der philosophischen Untersuchung ab, bahnt sich mit großer Mühe neue Pfade und führt in einen ganz umfassenden Kreis neuer Gedanken ein, die mit überraschender Folgerichtigkeit unter einander verbunden sind. Er setzt dazu ein sehr lebendiges und wahres Interesse für die höchsten Fragen der Menschheit voraus, bietet aber auch vielfach ganz überraschende Gesichtspunkte, indem er mit Scharfblick auf manche psychologische Vorgänge, namentlich Selbsttäuschungen aller Art, aufmerksam macht, einsichtiges Verständnis für alles Streben auf theoretischem und praktischem Gebiete bekundet und zur Erläuterung seiner Gedanken manche treffende Aussprüche aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit anführt.

Was aber dem Werke vor allem Beachtung sichert, ist, daß es so energisch an die letzte große Bewegung der deutschen Philosophie anknüpft, die pessimistischen Systeme, und diese, die wahrlich Unheil genug angerichtet haben, eingehend und mit gutem Erfolg widerlegt und durch einen zwar entschiednen aber edeln Eudämonismus zu ersetzen sucht. Das ist eine befreiende That, darin liegt eine vielleicht epochemachende Bedeutung des Werkes.

Der Verfasser tritt in eine mächtige neuere Bewegung ein. Mit Recht beruft er sich auf Ansichten von Männern wie Zeller, der Glückseligkeit, d. h. den Zustand, in dem alle Interessen eines lebenden Wesens befriedigt werden, für den letzten Zweck, das Streben darnach als den Beweggrund aller unsrer

Thätigkeit bezeichnet, auf Sigwart und Horwitz und führt später, freilich zum Teil ablehnend, E. Pfeleiderer an. Und für die hohe Bedeutung der Gefühle der Lust und Unlust hätte er fast alle neuern bedeutenden ethischen Werke anführen können, z. B. Wundt: „Der Mensch handelt nicht das einemal nach unmittelbarem Gefühl, ein andermal nach Reflexion, sondern immer nach Gefühlen“ (Ethik S. 437), Paulsen: „Gäbe es Gefühle der Befriedigung und des Unbehagens, der Lust und des Schmerzes überhaupt nicht, dann gäbe es auch keine Wertunterschiede, dann würden gut und schlecht sinnlose Wörter sein, oder vielmehr sie würden in der menschlichen Sprache überhaupt nicht vorkommen“ (Syst. d. Eth. S. 200) u. a. m. Auch die wachsende Anerkennung der ältern und neuern englischen Eudämonisten und Utilitarier läßt eine Wendung in der Philosophie erkennen, und der Verfasser hat daher Recht, wenn er es für zeitgemäß hält, diejenige Frage, eingehend zu untersuchen, welche die griechische Philosophie am tiefsten erregt hat, die Frage nach dem höchsten Gut, die ja auch in der christlichen Philosophie insofern eine Fortsetzung findet, als das vom Christentum aufgestellte Glückseligkeitsideal die Philosophie bis zur pessimistischen Leugnung desselben bestimmt.

Somit steht die Güterlehre im Vordergrund. Aber „jede Güterlehre, die ein einheitliches höchstes Gut aufstellt, ermöglicht damit eine Ethik als Theorie einer Lebensführung, die auf Realisirung der Glückseligkeit durch Realisirung dieses höchsten Gutes gerichtet ist, sowie natürlich auch die entsprechende Praxis dieser Lebensführung.“ Und wie sehr man auch von des Verfassers System abweichen mag, so wird man doch zugeben müssen, daß Eudämonismus und energisch sittlicher Geist kaum je in so innige Verbindung gesetzt worden sind. Epikureismus und Stoizismus sind hier so nahe wie möglich gebracht und vereinigen sich mit einem tiefen religiösen Verständnis, das, so frei auch des Verfassers Standpunkt ist, die Philosophie selbst wieder zu einer Art Religion macht und die tiefen Erregungen des christlichen Gemüths, Wiedergeburt aus einem Zustande natürlicher sündlicher Entfremdung vom höchsten Bilde menschlicher Vollkommenheit und Befriedigung, eine Veröhnung mit dem Ideal, die zugleich Erlösung vom natürlichen Zustande ist, eine das ganze Seelenleben in die betrachtende Erhebung zum Ideal zusammenfassende Erbauung und Gebetsrichtung, die den Vollgenuß der Befriedigung aus dem höchsten Gut, Trost in Leid und Unbill und Kraft zur Verwirklichung des Guten im einzelnen gewährt, für die wahre philosophische Erkenntnis in Anspruch nimmt. Somit wird denn auch jener Utilitarismus, der als Ziel des Strebens das größtmögliche Wohlsein der größtmöglichen Zahl bezeichnet (Bentham, Mill), damit aber auf der Stufe der Güterschätzung des populären Bewußtseins stehen bleibt, weit überflogen, ja auch das Mitleid (man denke an Humes Sympathie!) soll nur als aufgehobenes aber immerhin verstärkendes natürliches Moment in ein höheres ethisches oder Wertstreben eingehen.

So viel im allgemeinen. Nun zu einer kurzen Andeutung des Hauptinhalts des Buches.

Ein Gut ist etwas, das Wert hat. Damit beginnt der Verfasser, indem er uns sofort mitten in die Sache einführt. Der eigentliche Grund, daß einem Objekt Wert beigemessen wird, beruht auf der Erregung des Gefühls durch dasselbe. Ein Gut ist ein Objekt, das Lust, ein Übel ein Objekt, das Unlust erregt. Die Lust an sich ist für das Individuum der letzte Wert, das eigentliche Gut an sich, die Unlust der letzte Unwert, das eigentliche Übel an sich. Die Güterlehre soll nun nicht nur allgemein gültige Bestimmungen hinsichtlich der einzelnen Wertobjekte aufstellen, sondern auch die Frage beantworten, ob Glückseligkeit als unzweifelhaftes Überwiegen der Lust über die Unlust möglich sei, und in welchem Maße, und zerfällt somit in zwei Hauptteile, eine elementare Güterlehre und eine zusammenfassende Güterlehre, auch Glückseligkeitslehre genannt. Wichtig aufgefaßt, ist sie, da sie die notwendige Voraussetzung der praktischen Wissenschaften ist und die theoretische Erkenntnis der gesamten Welteinrichtung zur Voraussetzung hat, das verbindende Band zwischen den beiden dadurch gegebenen Gruppen, sonach auch übergeordnete Fundamentalkissenschaft, Wissenschaft der Wissenschaften. Nachdem sich in ihr früher der Dogmatismus mannichfach geltend gemacht hat, mit dem Pessimismus aber ein ernstlich kritischer Geist in sie eingedrungen ist, muß sie nun rein kritisch zu Werke gehen.

In der Elementarlehre wird nun zunächst aus dem Zeugnis der innern unbefangenen Erfahrung die innere Möglichkeit der Güter erwiesen gegen Schopenhauer, nach welchem der Primat in der Seele dem Willen zukommt und stets entweder die Unlust des Begehrens oder die der Langenweile am Werk ist, jede im Entstehen begriffene Lust zu vernichten, sodaß auch im Fall der adäquaten Befriedigung des Wunsches nur ein Nullpunkt der wahren Befriedigung herauskommt. Es wird nun folgerichtig dargethan, daß nicht der Wille den Primat in der Seele hat und daß, wie auch aus den durch das Gefäßsystem vermittelten körperlichen Wirkungen der Gefühle hervorgeht — die motorischen Nerven kommen dabei wohl zu kurz —, die Lust nicht ein sekundäres Produkt aus vorhergehender Unlust ist, sondern ihr als gleichberechtigter selbständiger Gegensatz gegenübersteht.

Die Möglichkeit der Lust und Unlust beruht nun für uns auf unsern Bedürfnissen. Bedürfnisse heißen nämlich die Erfordernisse der menschlichen Natur, sofern sie imstande sind, sich im Bewußtsein, soweit ihnen Genüge geschieht, als Lust, soweit nicht, als Unlust zu reflektiren. Denn nicht unmittelbar tritt das Bedürfnis ins Bewußtsein, sondern nur, soweit ihm Befriedigung zu teil wird, als Lust, soweit nicht, als Unlust. Das Bedürfnis ist der innere Realgrund des Gefühls, das Gefühl der Erkenntnisgrund des Bedürfnisses.

Es sind also vor allem diese Bedürfnisse und die Möglichkeit der Gefühle, die sie bieten, zu ermitteln. Es genügt aber nicht, die sich einer oberflächlichen Betrachtung darbietenden Güter oder Arten der Lust aufzugreifen und ihnen ein entsprechendes Bedürfnis gegenüberzustellen, z. B. ein Besitz-, Ehr-, Liebes-, Schönheitsbedürfnis; denn die dann hervortretenden Arten von Lust sind vielmehr Lustkomplexe und weisen auf eine Mehrheit verschiedenartiger Bedürfnisse hin. Es müssen vielmehr die Grundbedürfnisse ermittelt werden.

In der sorgfältigen Untersuchung und Beschreibung derselben wie in der möglichst genauen Feststellung der durch sie erregten Lust besteht nun ein Hauptverdienst der Arbeit Dörings. Der Verfasser geht dabei nicht auf schematische Gliederung aus, die ihm nahe genug lag, scheut auch nicht einen Sprung bei der Teilung, sondern ist mit der rücksichtslosen Energie des Wahrheitsforschers bemüht, den thatsächlichen Stand der Dinge zu erkennen.

Hiernach erhält er folgende Grundbedürfnisse:

1. Das Ausdrucksbedürfnis, dessen Schilderung zum Teil höchst anziehend ist. 2. und 3. Die materialen und formalen oder Funktionsbedürfnisse des körperlichen Organismus. 4. bis 6. Die materialen und formalen oder Beschäftigungsbedürfnisse der Seele. Da sich aber die erstern nicht auf das Gefühl beziehen können, das als Folge und Symptom jeder Art von Bedürfnisbefriedigung außerhalb jeder Bedürfnisfrage steht, und da auch das Begehren oder Streben erst infolge aktueller Unlust an nicht befriedigten Bedürfnissen als Mittel zur Verbesserung des unbefriedigten Zustandes auftritt, so kann es keine gesonderten materialen Bedürfnisse für die Grundfunktion des Gefühls und des Begehrens geben, und es bleiben als materiale seelische Bedürfnisse nur Vorstellungsbedürfnisse übrig, die sich entweder auf den Wert der Welteinrichtung für uns (4.) oder auf unsre Selbstschätzung beziehen (5.). Dazu treten ferner 7. Bedürfnisse hinsichtlich der Veränderungsphasen und Entwicklungsstadien unsrer Organisation und 8. hinsichtlich des Aufhörens unsers Daseins, und allen genannten stehen 9. die Bedürfnisse hinsichtlich der Zustände der übrigen fühlenden Wesen gegenüber.

Man kann sich diese Einteilung sachlich bis auf einen Punkt gefallen lassen. Freilich läßt sich das Ausdrucksbedürfnis teils auf ein seelisches Funktionsbedürfnis, teils auf Vorstellungsbedürfnisse zurückführen, sofern man am Ausdruck „gleichsam einen verstärkenden Resonanzboden“ für die innern Zustände findet, und die Veränderungsphasen und Entwicklungsstadien unsrer Organisation samt dem Tod gehören doch gewiß auch zur Welteinrichtung und werden vom Verfasser auch an andern Stellen dahin gerechnet. Aber man kann nicht zugeben, daß es für unser Fühlen und Streben keine materialen Bedürfnisse gebe. Im Gegenteil, dies bedarf wirklicher Dinge und Wesen, durch die es teils erhalten, gehoben und gefördert wird, teils Widerstand, Begrenzung und

Richtung findet, so daß sich das Fühlen und Streben des Einzelnen zum Fühlen und Streben mit oder wider andre erweitert, nicht bloß um dieser willen, wie des Verfassers neuntes Bedürfnis ergiebt, und nur mittelbar um des eignen Selbst willen, sondern ganz unmittelbar um des eignen Selbst willen. Davon ist auch der Verfasser, wie sich später ergiebt, im Grunde durchdrungen, aber daß er in diesem Zusammenhange davon abzieht, trägt viel zu Isolirung des Einzelnen und seiner Güter bei, die jedem Eudämonismus so gefährlich wird.

Übrigens wird man sich durch ganze Reihen von feinen Beobachtungen des Verfassers über die Bedürfnisse der menschlichen Natur aufs lebhafteste angeregt fühlen, z. B. seine Darstellung des Beschäftigungsbedürfnisses, das die wunderbarsten Blüten treibt, vor allem seine Bemerkungen über direkte und indirekte Reflexselbstschätzung, die hübsche Analyse der Elternliebe, über das künstliche Genußbedürfnis der Gaumenlust und der Geschlechtslust u. a. Im ganzen ist das mit wenigen Einschränkungen als richtig anzuerkennende, teils hier teils später begründete Ergebnis, daß sich bei dem Ausdrucksbedürfnis und sämtlichen Funktionsbedürfnissen, ferner auch bei den materialen Körperbedürfnissen mehr Lust, bei den andern mehr Unlust entwickelt, bei dem Mitgefühl beides nach Maßgabe des eignen Gefühls.

Die Untersuchung wendet sich dann der äußern Möglichkeit der Güter zu und zieht hierher auch mit Recht die Organisation des Menschen, sofern sie für Verwirklichung der Güter erschwerende oder erleichternde Umstände mit sich bringt.

Da ergiebt sich nun die eigentümliche, sehr zu beherzigende Thatsache, daß es bei einem Teil der Grundbedürfnisse an einer festen Grenze für ihre Befriedigung fehlt. Zum Teil macht sich dabei das unendliche Wesen des menschlichen Geistes geltend, der immer nach Höherm strebt und sich nie genug thun kann. Jedes Streben aber ist von einer doppelten Unlust begleitet, teils wegen des unmittelbar erforderlichen seelischen Kraftaufwandes, teils wegen der das ganze Streben begleitenden Spannung und Unruhe. Es ergiebt sich ferner, daß viele primäre Unlust vorhanden ist, aus der sich dann erst sekundäre Lust oder Unlust entwickelt. Die Unlust sucht man nun zum Teil zu beseitigen durch Leichtsin, der sich die volle Würdigung der eignen Lage erspart und leichten Fußes über den Anlaß zur intellektuellen Unlust hinwegschreitet, gleich dem Syrer in Rückerts Parabel, der den Drachen Tod im Brunnengrunde, das oben drohende Kamelshaupt Lebensnot und die seinen Halt am Strauche unterwühlenden Mäuse übersieht, um sich dem verlockenden Sinnengenusse hinzugeben, zum Teil durch Illusionen, in deren Zeichnung der Verfasser eine besonders glückliche Feder führt, zum Teil durch Resignation, die wenigstens lustvoller ist als Anstürmen wider das Schicksal, namentlich aber durch das eigentliche Abhilfestreben, ein primäres Streben, das immer durch primäre Unlust erregt wird. Es äußert sich zunächst als primärer Trieb, der mehr

sekundäre Übel, dann als Begehren, das mehr sekundäre Güter schafft. Erst der feste Wille, als das unter wertvergleichender Vernunft stehende Streben nach Handlungen, die objektiven Wert haben, das in seinen Konsequenzen den fühlenden Wesen Förderliche, Heilsame, das sittlich Gute bezwecken, erhebt sich zu einem höhern Standpunkt.

Im zweiten Teil, in der Glückseligkeitslehre, weist der Verfasser gegen die überspannten Ansichten Hartmanns nach, daß allerdings von einer überwiegenden Lust im menschlichen Leben die Rede sein kann. Zwar eine vollkommene Seligkeit, wie sie sich die christliche Anschauung größtenteils denkt, ein völlig unlustfreier Zustand im Jenseits erscheint nicht möglich. Aber schon die christliche Hoffnung erzeugt eine universelle Freude, die der wahre und natürliche Ausdruck unzweifelhafter Lust als Wirkung von Überzeugungen ist, denen solche Wirkung mit Notwendigkeit entspringen muß. Und auch auf dem Standpunkte des populären Bewußtseins ergibt sich die Möglichkeit überwiegender Lust als innere und äußere: Leichtsinns, Illusionen, Mäßigkeit, Genügsamkeit und Gunst des Schicksals erzeugen ein nicht geringes Maß glücklicher Stimmungen. Namentlich die Beobachtung mancher einfachen Menschen, die nie über ein geringes Maß der Auffassung von Welt und Menschen hinauskommen, beweist dies unwiderleglich.

In viel höhern Maße aber wird eine gewisse Glückseligkeit erreicht, wenn man, wie Plato, Aristoteles, die Stoiker und Epikureer ein gewisses Gut als höchstes betrachtet, dem sich alle unterordnen müssen. Und in höchstem Maße soll als solches alles andre übertreffende Gut das Bewußtsein des wahren Eigenwertes erscheinen, da gegenüber dem Bedürfnisse der Selbstschätzung alle übrigen Güter nur als Zustandsgüter anzusehen sind, und da, wenn jenes Bedürfnis nicht illusorisch, sondern wahrhaft real befriedigt wird, ein uneingeschränktes Zustandekommen der Stärke und Dauer der darauf beruhenden Lust verbürgt ist. Es kann aber das Bedürfnis des Eigenwertes nur durch Streben befriedigt werden, zumal da auch das formale Bedürfnis der Bethätigung unsers Strebens und unsre Schicksalslage dahin drängt. Es setzt ferner voraus, daß der objektive Wert, den wir erreichen müssen, wenn wir uns selbst sollen schätzen können, durch Streben nach dem Wohlsein von Wesen, die gleichen Bedürfnisstand mit uns haben, zustande komme. Indem sich nun diesem Wertstreben alles andre Streben zur Willenseinheit unterordnen läßt, ergeben sich die drei direkten Kardinaltugenden der Gerechtigkeit, der Güte und der Berufstreue, die beiden indirekten der Besonnenheit und der Beständigkeit, dazu die alle übrigen Tugenden regelnde Weisheit. Der wahre Wert aber kommt allein der Richtung des Strebens zu, da es von äußern Erfolgen nicht abhängen darf. So gefaßt aber, vermag sich dies Streben gegen alle innern Zustände als beherrschendes durchzusetzen, wenn es den natürlichen Zustand des Menschen als solchen nach dem Vorbilde der christlichen Religion und der

Mystiker, aber mit überlegterer sittlicher Kraft, überwindet und zu einer Wiedergeburt in dem Streben nach dem Ideal führt; denn es giebt nichts absolut Wertvolles als den guten Willen.

Die Aufgabe, um die es sich sonach handelt, erscheint dem Verfasser als eine konservative, gesellschaftserhaltende. Nicht durch Negation, Zerbröckelung und Schwächung der alten Kulturgrundlagen kann sie gelöst werden, wie die falsche Aufklärung meinte, sondern nur durch Legung eines neuen, haltbaren Untergrundes. Den zu solcher Arbeit berufenen ziemt nicht polterndes Schelten, Anstürmen, Niederreißen, sondern schonender Respekt vor den durch ihren tief-sinnigen Inhalt und durch die Jahrhunderte ihrer Wirksamkeit ehrwürdigen bisherigen Palladien der Gesellschaft in prinzipiellem Streben nach Formulierung des Neuen, aber auch der furchtlose Freimut der eignen Überzeugung. Daß der Verfasser die erhaltenden Mächte vollauf zu würdigen weiß, zeigt u. a. seine treffliche Besprechung der Bedeutung des christlichen, vor allem des deutschen Staates.

So geistvoll aber des Verfassers Betrachtungen sind, so erheben sich doch auch, abgesehen von den schon oben erwähnten, gewichtige Bedenken dagegen.

Von untergeordneter Bedeutung ist es, daß er sich die Gelegenheit entgehen läßt, sein System in einzelnen Punkten noch vollkommener auszugestalten. Dahin gehört, wenn er erklärt, das Ausdrucksbedürfnis und das seelische Funktionsbedürfnis des Strebens könnten sich unmittelbar nur in einem Streben äußern, und erst sekundär entstünden Lust oder Unlust. Denn abgesehen von den Reflexbewegungen, die nicht dem Bewußtsein angehören, aber dem Streben, zunächst dem Triebe, alsbald einen ganzen Apparat körperlicher Vorgänge zur Verfügung stellen, wird auch in diesem Falle als erste Quelle des Strebens ein Gefühl des Behagens oder Unbehagens anzusehen sein, das erst seinerseits die dem Bewußtsein angehörigen Bestrebungen veranlaßt. Nur weil diese Vorgänge so innerlicher Natur sind und sich oft kaum merklich vom Gemeingefühl ablösen, mag es scheinen, als ob hier dem Streben kein Gefühl voranginge. Ebenso war der Verfasser wohl schwerlich genötigt, zu erklären, daß Genuß eine Lust ohne vorhergehendes Bedürfnis sei, aus der sich erst nachher ein Genußbedürfnis entwickle. Denn wenn es auch wahr ist, daß z. B. die Gaumenlust nicht durch das Grundbedürfnis der Sättigung erzeugt wird, so weist doch der Geschmackssinn, der ja nicht in untrennbarer Verbindung mit dem Sättigungsbedürfnis steht, aber von dem Verfasser namentlich hinsichtlich der höchst widerwärtigen Empfindungen, denen er ausgesetzt ist, nicht hinlänglich gewürdigt wird, nicht weniger als andre Sinne auf ein Bedürfnis der Natur hin.

Schlimmer ist, daß den Verfasser seine Theorie an einem entscheidenden Punkte im Stich läßt. Erkenntnisgrund jedes Bedürfnisses soll eine Lust sein. Wo ist nun diese Lust bei dem Bedürfnis der Selbstschätzung, dem Bewußtsein

des Eigenwertes? In dem sich selbst schätzenden nicht, denn es handelt sich hier zunächst nicht mehr um subjektiven Wert, sondern um Wert des Subjekts selbst, der also ein objektiver, nicht auf seiner Bedeutung für das Individuum selbst, sondern auf einer Bedeutung des Individuums selbst für etwas außer ihm befindliches Allgemeines ist, nämlich für andre fühlende Wesen. Erst aus dem Bewußtsein dieses objektiven Wertes entwickelt sich dann auch subjektiver Wert. Es kam also zunächst symptomatische Lust, die uns unsern Wert verrät, nur in den andern fühlenden Wesen vorhanden sein. Aber von deren Schätzung sollen wir uns ja, wie der Verfasser so beredt ausführt, nicht abhängig machen, und auch unser Mitgefühl mit fremder Lust und Unlust ist nur ein unsicherer Leitstern. Der Verfasser befindet sich demnach hier in Verlegenheit, räumt ein, daß es rätselhaft sei, wie das Bedürfnis des Bewußtseins des Eigenwertes entspringe, und sagt: „Wir kommen hier nicht über die unmittlere Thatsache eines Bedürfnisses des Eigenwertes hinaus; dasselbe bildet einen tatsächlichen Charakterzug der menschlichen Natur, der tief im unbewußten Geistesleben wurzelt, gleichsam ein naturgeschichtliches Faktum(!) im höhern Sinne.“ Damit ist aber an Stelle des Grundprinzips ein Dogma getreten, das, ohne erklärt zu werden, Anerkennung fordert. Der Eudämonismus ist durch den Begriff des objektiven Wertes durchbrochen.

Doch nicht dagegen ist etwas einzuwenden, daß der Verfasser die Handlungen fast durchweg von Gefühlen als Triebfedern ausgehen läßt: er könnte dies vielmehr in noch umfassenderem Maße thun, wie ja die neuere Philosophie dazu ganz besonders neigt.

Wenn aber auch Gefühle immer und überall die Triebfedern der Handlungen sind, so sind sie darum doch nicht deren einzige Ursachen. Wenn eine Uhr auch fortwährend durch eine Triebfeder in Bewegung gesetzt wird, so ist doch diese nicht die alleinige Ursache, daß der Mechanismus in Bewegung ist, sondern daneben der gesamte von der zwecksetzenden Thätigkeit des Uhrmachers geschaffene Bau. Hinter jeder einzelnen Handlung steht doch mehr oder weniger als treibende Macht die ganze Persönlichkeit. Nun ist diese zwar unter steter Mitwirkung von Lust und Unlust herangebildet, sie hat keinen bewußten Augenblick erlebt, wo ihre Richtung nicht durch Gefühle mitbestimmt worden wäre. Aber sie tritt zunächst fast unbewußt mit einer Fülle von Anlagen in die Welt ein. Während der Erziehung werden ihre Gefühle größtenteils von außen her unter Mitwirkung von mehr oder weniger Zwang erzeugt, und es pflegt ja beim Erzogenwerden nicht ohne manche abgenötigte Unlust abzugehen. Nach Vollendung der Erziehung hat dann der Einzelne gelernt, sich Zwecke zu setzen und sich für die Zukunft durch Wahl eines Berufs oder sonstwie Zwangslagen zu schaffen, die von dem entscheidendsten Einfluß auf sein Streben sind. Die Frage der Lebensführung, die Ethik, ist also zum Teil von der Eigenlust der Einzelnen unabhängig. Die für das sittliche Leben vorhandenen, nicht aus eignen

Gefühlen entstandnen Daten müssen bei der sittlichen Lebensführung mit verarbeitet und zweckmäßig verwertet werden. Und dafür sind Lust und Unlust oft trügerische Leitsterne, da sie nur Erkenntnisgründe der Bedürfnisse, Symptome und gleich allen Symptomen unzuverlässig sind, wie ja der Verfasser selbst mehrfach scharfsinnig entwickelt. Dagegen dürfen sie nicht als Realgründe des Handelns zum leitenden Prinzip gemacht werden.

Und darum ist schließlich jedes Prinzip des Eudämonismus, selbst das feinstgesponnene wie das des Verfassers, so gefährlich, weil es unvermerkt die Lust und Unlust, einen Erkenntnisgrund, zum leitenden Realgrund des Strebens macht. Denn der von einem bewußten Wesen beharrlich verfolgte Zweck wird zu einem mächtigen Realgrunde. Hauptzweck aber der ethischen Bestrebungen der einzelnen Menschen soll sein, für die Erfordernisse der menschlichen Natur, die letzten Realgründe der Gefühle und des Strebens, innerhalb der Verhältnisse, in denen die menschliche Natur steht, also allerdings für ihren zum Teil durch nüchterne, gefühlkleere Erwägungen zu ermittelnden objektiven Wert nach Kräften zu sorgen, und zwar, je höher diese Erfordernisse gerichtet sind, um so mehr, also für die geistigen mehr als für die leiblichen, für die sittlichen mehr als für die geistigen. Dabei sollen denn die Gefühle als Triebfedern aller Handlungen gebührend berücksichtigt werden, und darum ist auch des Verfassers Ansicht als in vieler Hinsicht sehr wertvoll anzusehen. Aber höher als Lust und Unlust stehen die Interessen, die aus dem steten Zusammenwirken von Lust und Unlust einerseits und von zweckbezogener Thätigkeit andererseits entstehenden, von der Gemeinschaft der Menschen zu regelnden wertbestimmenden Zugkräfte des Lebens. Die Interessen der menschlichen Gemeinschaft aber bestehen darin, daß ihr Leben überall möglichst gefördert und reich entwickelt und mit dem Leben der Menschheit in möglichste Übereinstimmung gebracht werde, und jedes einzelne Leben soll objektiven Wert dadurch erhalten, daß es die Interessen der menschlichen Gemeinschaft auch zu den seinigen macht. Wie dies geschehen soll, hat die Ethik anzugeben, die die Handlungen nach ihren gesamten beabsichtigten oder thatsächlich eingetretenen Wirkungen beurteilen lehrt und dabei der Güterlehre eine gebührende Stelle einräumt.

Der Verfasser verspricht sich von dem richtig geleiteten Bewußtsein des wahren Eigenwertes das höchste Maß erreichbarer Glückseligkeit. Er führt dafür auch beherzigenswerte Zeugnisse an, z. B. einen Ausspruch der durch sittliche Führung ausgezeichneten Tongainfulaner: „Nach einer guten That haben wir ein schönes herrliches Gefühl, darum handeln wir gut,“ und die Worte S. Grimms: „So lange ich Atem ziehe, werde ich froh sein, gethan zu haben, was ich that,“ ferner die gewiß zum Nachdenken sehr anregende Thatsache, daß es für den sibirischen Zwangsarbeiter die schrecklichste Strafe ist, die ihn zur Verzweiflung bringt, wenn er zu völlig zweckloser Arbeit, z. B. Erde von einer Stelle weg und dann wieder an dieselbe Stelle zu schaffen ge-

zungen wird. Der Verfasser strebt somit nach ähnlichem wie Sichte mit seiner Religion des freudigen Rechtthuns und der reinen Zufriedenheit mit sich selbst und kann sich unzweifelhaft darauf berufen, daß kein Leben für wahrhaft wertvoll erachtet wird, das nicht mit dem Bewußtsein eignen Wertes, mit dem Gefühl, den angewiesenen Platz auszufüllen und ein nützliches Glied in der Kette der Menschheit zu sein, verbunden ist. Aber daß dies Gefühl deshalb das höchste Gut sei, ist doch zu bestreiten. Denn der Mensch findet nun einmal ebenso wie sich selbst auch die Welt und die andern Menschen vor, findet auch seine Lebenslage ganz an die der andern Menschen geknüpft, erhält von Gemeinschaften mancherlei Art die mächtigsten Antriebe, und wenn er nicht selbstlos sein kann und soll, so wird doch seine Selbstbefriedigung umso größer sein, je mehr sie ihm nicht als Hauptzweck seines Lebens vorschwebt, sondern sich aus dem Bewußtsein, mitten in der Menschheit zu stehen und mit ihr zu fühlen und zu streben, von selbst ergibt, je mehr er sein Selbst zu einem Teile des Menschheitslebens erweitert fühlt. Und darum wird doch die hingebende, mitfühlende, beglückende Liebe jedenfalls wohl für einen Teil der Menschheit, die Frauen, als Kern und Stern des Lebens und höchstes Gut erscheinen, aus dem sich in einigermaßen normaler Lage von selbst das edelste Lustgefühl, jener tiefe Friede ergibt, der Friede in Gott.

Nur angedeutet sei endlich, daß an dem höchsten Gute doch womöglich auch schon der werdende Mensch teilnehmen soll. Nun kann schon das Kind und in steigendem Maße das Jugendalter an der Liebe und an gewissen edeln Gefühlen und Bestrebungen teilnehmen, nicht aber an dem Bewußtsein des Eigenwertes und der Selbstschätzung. Vielmehr möchte man diese möglichst spät entwickelt sehen.

In seinen ethischen Anschauungen, soweit sie das wirkliche Handeln und die dazu erforderliche Gesinnung betreffen, steht der Verfasser auch dem; was hier entwickelt ist, nicht fern, da er als objektiven Wert des Einzelnen ungefähr dasselbe fordert, nur daß er diesen dem Bewußtsein des Eigenwertes unterordnet. Dankbar sei zugleich anerkannt, daß er auch dadurch, wie hiermit aus eigener Erfahrung versichert wird, in gewisser Richtung eine sehr bedeutende kräftigende sittliche Wirkung erzielt. Auch darum muß seinem gedankenreichen Werke die gebührende Beachtung gewünscht werden.

